

# Die Neue Welt

Nr. 5

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Am Wege sterben.

(Fortsetzung.)

Roman von J. J. David.

Die Gesellschaft war immer dieselbe. Zunächst kamen die Verwandten der Frau. Das waren durchwegs patrizische Kaufleute, tadellos nach Ruf und Vermögen. Ihnen galt der wärmste Gruß der Dame, die immer noch sich in diesen Kreisen zunächst zu Hause fühlte. Warm, insoweit Frau von Malloban überhaupt warm sein konnte. Denn es war etwas innerlich Frostiges an ihrer Art; eine beständige Abwehr lag in jeder Bewegung der zierlichen, kleinen Gestalt, die nie anders als von starrer und rauschender Seide umhüllt erschien; die man sich gar nicht im Hausgewande denken konnte, in jedem Blick dieser klaren und hochmüthigen Augen, in denen etwas Verwundertes lag, wenn ein sozial tiefer Stehender überhaupt wagte, sich ihr zu nähern oder sie ungerufen anzusprechen. Sie repräsentierte gut. Das gestanden Alle: die Finanzmänner, die bei den Gesellschaften des einflussreichen Mannes nicht fehlen durften, die Offiziere, die man als Tänzer lud und weil Uniform immer pußt. Beamte kamen wenig und höchstens Vorgesetzte des Hofrathes. Denn es fiel Herrn Stara zeitig auf und machte ihn nachdenklich, daß Herr v. Malloban bei seinen Kollegen nicht so viel galt, als er eigentlich nach seinem raschen Vorrücken und bei der glänzenden Bahn hätte gelten müssen, die nach seinem Glücke und der Jugend seiner Jahre noch vor ihm zu liegen schien. Man suchte ihn nicht, noch, außer Dienste, seinen Verkehr.

Und dabei war er reich. Durch seine Frau. Man mußte nur einmal an einem solchen Abend sehen, wie es da von gebiegenem Silber glitzte, wie kostbar jedes Stück war, das nur bei festlichen Anlässen in Gebrauch kam. Denn in der Regel versteckte sich all der Glanz. Da waren schattende Vorhänge; ernste Teppiche. Alles war feierlich und in strengen Tönen gehalten. Selbst die Dienstmädchen, immer hübsch und sehr geputzt — mußten in ernster Tracht, ganz in Schwarz und eine schwarze Maske im Haare, erscheinen. Einen Diener nahm man nicht; erst bis der Herr des Hauses Sektionschef geworden sei, sollte Einer kommen. Frau von Malloban litt einmal nichts Lautes, nichts Grelles. Uhren aller Arten, kostbare Sammlerstücke darunter, waren in der weitläufigen Zimmerflucht vertheilt. Sie mußten stehen. Die Frau vertrug ihr Ticken nicht, und schon das Schwingen der Pendel bereitete ihr schon ein schwindeliges Unbehagen. Sie überwand ihre Scheu vor allem Trubel und buntem Wesen nur aus dem Gefühl ihrer Doppelpflicht. Man hat es nach Stellung wie nach Mitteln, man muß es also gelegentlich einmal auch herzeigen. Dann wurden allenthalben Kerzen angezündet, die so viel milder und feierlicher leuchteten als dies schmäh-

liche und plebejische Gas; Blumen standen allenthalben, während sie sonst in ihrer Wohnung nur steife Blattpflanzen leiden mochte, und diese nur, weil ja etwas Grün ein freundlicheres Schimmern in ein Heim bringt. Es wurde an nichts gespart; sie freilich war nachher immer durch Wochen leidend.

Sie tanzte auch nicht, so vortrefflich sie es konnte; oder höchstens einmal eine Runde mit ihrem Manne, der bei solchen Anlässen ihr immer mit einer etwas alkrautischen Mitterlichkeit begegnete. Gerne küßte er ihr die sehr schmalen Finger, wenn er sie dann zu ihrem Plage zurückgeleitete. Sie war überall; jedes Dienstmädchen fühlte ihren Blick, der jede Ungeheuerlichkeit sofort gewahrte und rügte, misferte und revidierte unablässig, immer mit dem gleichen, milden Lächeln. Ihr lag an allen Dingen so wenig, die bei ihr gasteren. Wie kamen sie zu ihr? Aber man mußte wohl mithalten. Das sprach aus jeder Bewegung, und so gedieh es niemals zu einer rechten Lust bei ihr, und weil alle Uhren standen und man bei solchen Anlässen nach der feineren doch höchsten verstaubten Blicken darf, so athmete man auf, wenn die Musik wieder einsetzte und die Paare antraten.

Unermüdetlich war vor Allem der Hofrath, der alle seine Orden anlegte, wenn er empfing. Er hatte deren viele — denn man pflegte ihn gerne in Aufträgen zu verwenden, die rascher fördern, als der ernste und gleichmäßige Dienst des Amtes, bei denen man sich zeigen, seine gesellschaftlichen Gaben verwenden kann. Bei Verhandlungen also und bei repräsentativen Anlässen. Man sagte, dies geschehe, weil er für eine strenge Arbeit zu wenig wisse, und spottete heimlich über ihn als eine Art von Handlungsreisenden des Ministeriums.

Er sah gerne junge Gesichter um sich. Selber geschmeidig und von jugendlicher Frische — er betonte oft, wie das eigentlich ein Wunder sei nach seiner harten Studienzeit und ihren Entbehrungen — ein leidenschaftlicher Musiker und ein guter Erzähler, gefiel er sich sehr im Umgang mit Frauen, und wenn er tanzte und er kam am Klavier vorbei, so übte er gerne Herrn Stara zu. Alsdann suchten raschere Rhythmen, wildere Weisen auf, und es wehte eine schwülere Luft, eine gedämpfte Leidenschaftlichkeit klagte durch die ehrsame Lustbarkeit und Alles bewegte sich heftiger. Um die Lippen der Frau suchte es dann und ihre schmalen Schultern bewegten sich heftig.

Die Hofrätin sah dies Alles mit ihrer theilnahmslosen, abgepannten und dennoch lauernden Miene, die sie vielleicht darum niemals verließ, weil die Frau kurzichtig war und dennoch nur selten das Lognon an die Augen hob. Nur einmal hatte Herr Stara hier etwas bemerkt, das ihn sehr nach-

denklich stimmte. Es war ziemlich spät geworden, und Herr v. Malloban hatte sich den ganzen Abend über fast ausschließlich mit einer sehr jungen und hübschen Dame beschäftigt. Ein Weilchen waren die Beiden in einer Fensternische gestanden, sehr munter, und oftmals kicherte die junge Frau hell und vertraulich, als die Frau v. Malloban auf sie Beide zuging. Sie legte den Arm leicht auf seine Schulter, neigte sich, wie milde, zu ihm und hauchte ihrem Manne ein einziges Wort — Stara sah es bestimmt, ein einziges kurzes Wort — in's Ohr. Nichts in ihrem Gesicht regte sich dabei; sie lächelte wie immer, und Jeder mußte glauben, es sei eines jener heimlichen Scherzworte gewesen, wie sie Eheleute gern tauschen. Herr v. Malloban aber war, wenn auch nur ein Augenblickchen, zusammengezuckt dabei. Alsdann lächelte er galant; aber es ward ihm nicht leicht. Er hielt sich den Rest des Abends sehr reservirt und tanzte nur noch einmal mit seiner Tochter.

Zeitiger als sonst ging man heute auseinander. Was hatte ihm die Frau zugerannt? Es war nichts Belangloses gewesen. Herr Stara hatte gute Augen, und was er sah, das bestritt ihm Niemand mehr. Wie hieß das Wort? Vielleicht barg es die Lösung; so grübelte er unablässig, seitdem er damals heingegangen war. Es giebt nämlich, darauf schwor er, solche zwingende Worte. Das ist wie in den Legenden, die er als Bube so gierig vernommen hatte. Da ist ein Fleck Erde, sieht aus, ganz wie ein anderer. Und da ist ein Wort, klingt wie ein jedes. Aber just da und in der rechten Stunde gerannt, und es heben sich die Schätze, die da insgeheim geschlafen, und man darf langen nach ihnen und wühlen darin, bis man sich herauscht. Und wieder ein Wort, und es gehorchen Einem ganz ungeberdige Geister. Und es giebt Schätze und Geister überall, die man heben oder sich dienstbar machen kann. Nur Einer aber weiß das Wort und die Lösung, und man muß sie ihm abhoren. Kling und vorsichtig und zur Zeit. Frau v. Malloban hatte die Bannformel. Und wer sie noch anzusprechen wußte, der war Meister über den Herrn dieses Hauses, über alle seine Schätze und wohl gar über Olga v. Malloban. Wie sie aber erkundete? Dies war die große Aufgabe, die nachher alle Mühe lohnte. Denn dies Haus war das Haus seiner Wünsche und sein Ziel, seitdem er den Fuß zuerst hineingesetzt.

Seine gewohnten Stünke verfügen hier nicht. Er konnte sich nicht nach seiner Gepflogenheit hinter die Diensthofen stecken. Eine Liebchaft, wie er sie anzuknüpfen verstand, hätte freilich ihr Lohnendes gehabt. Aber gefährlich war sie, sehr gefährlich.

Dem kam etwas auf, so war er ganz verloren oder zum Mindesten war sein Nimbus dahin, den er sich so klug geschaffen. Er horchte — aber er erfuhr nicht mehr, als die Welt wußte — es hatte sich einmal in diesem Hause ein Roman abgespielt, und das sehr reiche Mädchen hatte gegen den Willen seiner Eltern den armen Studentent geheiratet. Das erzählte doch der Hofrath selber gerne, und weil er die Jugend zu schützen liebte, als ein aufmunterndes Vorbild. Das half zu nichts. Das war zu einfach. Höchstens verstärkte es seine letzten und geheimsten Hoffnungen. Denn ein Wunder, das sich einmal begeben, das ist immer wieder möglich. Dies war vielleicht der einzige Satz, der ihm aus der frommen Gläubigkeit seiner Kinderjahre verblieben, an den er sich nun mit aller Macht und mit den stärksten Fäden seiner Seele klammerte.

Er war Olga's Klavierlehrer. Und er sah das Mädchen immer noch, wie es ihm zum ersten Male entgegengetreten war, auf den runden Wangen noch den süßen Hauch der ersten Jugend, das braune Haar sichtlich geschleift, in den goldbraunen Augen jene Unbefangtheit, die nichts Arges ahnt, und eine Keuschheit, darüber man immer sorglich gewacht. Klösterlich einfach die Tracht; eine Laichhürze umschloß immer den damals noch allzu schlanken Leib, der seither an Fülle gewonnen. Sie war schön. Freilich nicht so ganz nach seinem Geschmack; er das Deberer gewohnt war und dreistes Zugreifen liebte. Aber sie war schön; ob ihre Art und ihr Benehmen ihn gleich beklemmten und lähmten, wenn er auch fühlte, er würde ihrer niemals so ganz begehen, sich ihr gegenüber niemals so ganz gehen lassen können, wie mancher Anderen gegenüber — schön war sie. Er sah sie über sich. Was vermag's? Steigen hier und sinken dort — so kam man eben in der rechten Mitte zusammen.

Dabei machte ihr der Lehrer in vielen Stunden Spaß. Da waren seine schrecklichen Krämpfe; er sprach in Demuth und wagte es niemals, ihre Hand recht fest zu halten, die sie ihm frei und unbefangenen bot und eben seiner Berlegenheit halber länger hielt, als unbedingt notwendig gewesen wäre. Er sah dabei immer zu Boden, und in ihm war ein Brand, von dem sie noch nichts ahnte. Wieder dann die Stunden selber. Die worden ganz die Bestdame mit der unbewußten Sicherheit des reichen und geschützten Mädchens gewesen war, die war nun das Kind dem Lehrer gegenüber. Wenn sie eine schwierige Stelle verfehlte, so sah sie mit einer Hilflosigkeit zu ihm auf, die bei ihr doppelt rührend wirkte. Dann riefen die schlanken Finger; und er durfte sie richten nach seinem Ermessen, und es war ihm denn manchmal, als müßte er ihr dabei weh thun und als könnt' er erst, wenn sie unter seinem stählernen Griff angegriffen, sie mit gleichen Augen betrachten wie die Andern...

Im Nebenzimmer aber sah die Frau Hofrathin. Anständig ganz abseits, ganz in ihr Buch versunken und dennoch so, daß sie jede Bewegung der Spielenden durch die offene Thür belauern konnte. Sie war keine Fremdin der Romanistik, die ihr abel belommen war, mehr, und sie verließ sich auf Niemanden, wenn nicht auf sich. Und sie mochte die Nacht nicht einmal, die nun einmal leider zur Hauptzeit der Ereignisse gehörte, und sie litt kein lautes Wort. So wurde denn jede Unterwehung in Flüsterlauten gegeben, jede Frage nur gerannt. Das Belanglose selbst gewann so Bedeutung, und ein goldenes Netz der Heimlichkeit schlang sich heimlich um die Beiden. Über der Hofrathin kam herüber. Er horchte ein Weilschen, nicht beirrt oder müde und frisch seiner Tochter über die Wangen. Denn er liebte es, seine Zärtlichkeit zu zeigen, wenn seine Frau sie in sich verschloß. Bei solchem Thun erwachten in Herrn Stara recht unangenehme Wünsche.

In den Augen aber oder wenn sie ein Stübchen durchschritt, das sie schon völlig inne hatte, erzählte er von seinem Leben. Anfangs merkwürdig. Er ließ es sich eben nur gefallen, aus Gutmüthigkeit und weil er so offenbar das Bedürfnis nach Mittheilung mit seinem Vater hatte. Allmählich jedoch sie der Gedanke in ein fremdes Leben, und der Raum

wurde ihr immer wichtiger dadurch. Von seinen Eltern sprach er, ganz angesehenen Leuten, und den Vater hätten sie einmal wegen seiner Rechtschaffenheit beinahe zum Starosta gewählt. Nur, daß sie so arm seien! Holzhausen mußte er um den Tagelohn und in der schlechten Zeit in's Glasmachen gehen, und die Mutter spann und arbeitete auf dem Feld, und so viel Kinder. So arm! Daß sogar er von seinem Verdienste nach Hause sende, was er könne. Und wie er auf schlechten Pfaden gewesen sei. „Ich bitte Sie, Fräulein, gnädiges Fräulein, — wo es doch so viel Versuchungen giebt und wo Niemand sich unsehnt um einen jungen Menschen und was er treibt! Erst beinahe wie ein Mädchen — keinen Schritt allein. Und dann, thu' was du willst!“ Das aber sei vorbei, seitdem er dies Haus betreten habe. „Wo man endlich das Gute vor Augen hat und wie es eigentlich sein soll“ — und er sah sie schwärmerisch an. Und wo er, Gottlob, keine Noth mehr habe: „Denn glauben Sie mir, mein gnädiges Fräulein, es laufen Viele, nur weil sie nichts zu essen haben.“ Dann meinte sie: Papa war auch ein armer Student — aber er erzählt derlei nie. „Ja,“ seufzte Herr Stara, „aber man hat sich über ihn erbarmt. Und seiner Tochter wird man doch solches nicht erzählen.“ Sie nickte und reichte ihm die Hand, die er küßte. Es war ihr, als sei er ihr Ritter und sie entsende ihn zum Kampfe gegen den modernen Drachen Glend und Noth. Und unklare, kinderhafte, phantastische Wünsche zogen ihr aus dem jungen Herzen in den hellen Kopf.

Er nahm seine Studien wieder auf. Das schmeichelte dem Hofrath, der sich gerne als Retter eines fast verlorenen Menschen fühlte. Das erste Zeugniß, das er gewann, brachte er Olga. Durch sie hatte er sich aufgerafft.

Man lud ihn den Tag zum Mittagessen. Das war so beängstigend schön! Da glitzerte es von Silber: und allerhand Gläser, immer eines anders als der Nachbar, standen auf der blanken Tafel. Er nahm sich sehr in Acht, daß immer erst, wenn er sich über den Gebrauch eines Geräthes durch Ansehen unterrichtet hatte. Und wie geräuschlos es nur herging dabei! Manchmal neigte sich ihm die Hofrathin mit einer leisen Bemerkung oder einer hausmütterlichen Mahnung zu, oder über Olga's Gesichtchen flog jenes eigene Leuchten, so sonnig und still, das er nur an ihr gewahrt. Und durch die natürliche Bekommenheit hindurch erwachte ihm eine Freude. Denn er dachte seiner Kollegen, die sich eben wohl an den runden Tisch der Volksküche versammelten. Ein dampfer Keller; erfüllt von dem Qualm der Speisen, die eben erst an gewaltigen Herden gar gemacht wurden: ein rasches Klappern von Schüsseln und Bestecken; ein Silen, nur um das Bedürfnis zu füllen. Hier ein bedachtes Gemessen. Und erst die eine, seine Zigarre nach Tisch! Es war wie im Himmelreich, das sicherlich auch Niemand mehr müssen will, der es einmal betreten durfte.

Er schon garnicht. O nein! Und so setzte er denn Alles daran, um zu gefallen. Er war ein guter Beobachter und besaß die kleine Schlaueit des ewig Untergehenden. Denn Eigenschaften, die man an ihm zu sehen wünschte, schminnte er sich geschickt an. Ein Anderer war er bei Olga, ein Anderer beim Hofrath oder gar bei seiner Frau, die sich ihn freilich in keiner Weise näher kommen ließ. Diese Wandelbarkeit fiel ihm garnicht schwer; denn sein Charakter glied jenen Leppichen, die einmal Rede gewesen, die man aus farbigen Flecken, angelesen wo immer, künstlich zusammen näht. Sie sehen aus einiger Entfernung ganz hübsch aus, nur näher betrachtet weiß man sie nicht. Und er ging mit einer unsäglichen Vorsicht — ihm selber nahm sie manchmal das Athem — seines Weges. O, nur jachte! Nur keines Schritt, keinen dreisten Griff vor dem unentrinnlich klammernden, damit nicht der Stamm des Baumes in's Schwanken komme, in dessen Krone der Wandervogel des Glückes sich wiegte und einer behäutigen Sonne entgegen sang!

Er wollte moralisch werden. Und er ward's. Als man ihm zum ersten Male seine Mitwirkung

an den Gesellschaftsabenden bezahlen wollte, da stieg's ihm heiß in die Augen. Denn das war viel, viel Geld für seine Begriffe. Stotternd begann er eine Dankagung. Und im Neben überkam's ihn plötzlich wie eine Erleuchtung, die ihn ganz fromm machte: daß ihm sein Gott sie offenbart — er durfte dieses Geld nicht nehmen. Und er blieb beharrlich dabei. Er müsse sich doch dankbar zeigen, wo er vom Herrn Hofrath so viel Gutes genieße. Und man sollte ihm doch die Freude lassen, jetzt, wo er doch sein Auskommen habe und sich nicht mehr als das verlange. Und eine Kränkung für ihn sei es, daß man ihn bezahlen wolle, wo er eine Auszeichnung empfangen. Denn, wie komme er sonst in solche Kreise? Das machte einen guten Eindruck — aber es war nur als Mandier angewendet, was Beyerl in einem ähnlichen Falle einem Gönner gegenüber aus einer Wallung seiner warmen Natur gethan. Er besorgte Aufträge, ging in seiner freien Zeit Botengänge: bewies sich zuverlässig, verschwiegen und im höchsten Grade uneigennützig dabei. Mit seiner wunderschönen Schrift, einer wahren Mönchsschrift, schrieb er mit unermüdlicher Geduld Tischkarten, die das Entzücken der Frau Hofrathin und ein feiner Schmuck dieser Tafel waren, die, immer etwas altväterlich beschickt, dadurch an Einheitslichkeit und Eindruck gewann.

War er aber fertig, oder vielmehr fühlte er seine Hand so recht im Zuge, so nahm er noch ein Blättchen vor, und mit seinen schönsten Schnörkeln; seinen feinsten Zierathen schrieb er den eigenen Namen, Herr Karl Stara. Wie sich das nur ausnahm! Nicht als wär' er an sich so darum gestanden — er wußte sich schon andere, bessere, zwanglosere Unterhaltungen. Aber, wenn er erst nur so weit hielt! Ganz so hatte doch ein Student aus seiner nächsten Nähe begonnen. Und war heute Erzelenzherr, und man buckelte noch tiefer vor ihm, als er sich vor dem gebückt. Aber eine steigende Ungeduld war in ihm. Er zwang sie nur durch Mißthun auf das Erreichte. Er hatte doch seinen festen Fuß in einem einflußreichen Hause, im Grunde, wo ihn der Hofrath bald, wenigstens in bescheidener Stellung, untergebracht, und vielleicht auch schon anderwärts, dort wo eigentlich die letzte Entscheidung lag. Er hatte es besser als Alle, die anscheinend unter günstigeren Verhältnissen in's Leben getreten, hatte sein Auskommen und die Möglichkeit, nach seinen Wünschen zu genießen. Freilich — es war da noch ein Hinderniß aus seiner Vergangenheit. Auch das mußte sich überwinden lassen.

Seinen Kameraden gegenüber schwieg er. Sie mochten ihn doch eigentlich keiner. Fürstern war sein schleichtendes Strebertum, sein Schielen und Schillern, das er ahnend erkannte, in die Seele hinein leidend; Beyerl litt ihn eben nur; Siebenstein aber durchschaute ihn ganz. Denn ihm empföhrte die Leise und gelassene Rohheit, mit der Stara das wehrlose Geschöpf, die kleine Nest, quälte und immer neuen Mißhandlungen seitens der Mutter auszuweichen verstand. Wie oftmals lag sie schluchzend auf Peter Wondra's Bett, wenn Herr Stara ganz grundlos, ohne jeden Anlaß nach ihr gerufen hatte, nur weil er sie nicht zu Hause wußte und so Gelegenheit zu seinem anklagenden: „Nalirlich — der Bub' ist wichtiger wie der Zimmerherr. Man wird doch ausziehen müssen“ bekam, das die Mutter ihr dann so entgelten ließ. Zu thun vermoch' Siebenstein nichts dagegen. Und er, als Nachbar und als Hülfleger des kleinen Wondra, wußte genug für eine immer steigende Erbitterung gegen Stara davon. Es war ein niedriger Gefelle — das stand ihnen sämmtlich fest. Ihm aber verhielt das nichts. Er war nicht wehleidig. Und dann: „Sie sind... gar der Bub' ist mir neidig!“ dachte er. „Sie sollen schon noch mehr Grund dazu kriegen.“

Nur dreierlei brauchte er dazu — Geduld und Besonnenheit. Die wußt' er in sich, war Herr genug seiner Regungen, um keine Unbesonnenheit zu wagen. Und noch Eines: Das Wort. Das Wort, das die Hofrathin ihrem Manne zugehaucht, das Wort, das Gewalt über ihn hatte wie eine schreckliche Zaubersformel. Es gewann für ihn je länger eine desto mythischere Bedeutung. Er zergrübelte sich darüber.

Er muß es erfahren, denn Olga von Malloban, ihre ganze köstliche Jugend, ihr Eigenthum, das volle Ende allen Glends, die Möglichkeit jener Vergeltung mancher Erniedrigung, nach der seine Seele desto mehr schrie, je milder er im Leben empfindlich dafür schien, hing ihm daran. Ein nüchternen Patron war in diesem Punkte einer tollen Phantasie verfallen. Und, wenn Menschenwille wirklich Alles vermöchte, so hätte Herr Karl Stara sein Ziel erreicht. Denn er wollte mit aller Macht und aller Fähigkeit eines Mannes . . . (Fortsetzung folgt.)

## Im namenlosen Hause.

Von Emil Rosenow.

(Fortsetzung.)

In dem neben den Erfrischungssälen liegenden Gesaale geht es auch recht lebhaft zu. Dort speisen die Feudalen: die rechte Seite des Reichstags und der Bundesrath. In langer Reihe sitzen dort von Mittags ein Uhr ab die „nothleidenden Landwirthe“ an den Tischen, und neidlos muß man konstatiren, daß das bejammernswürdige Glend der heimischen „gestickten Strohdächer“ ihnen wenigstens nicht die Lust an Essen und Trinken verdorben hat. Die Kellner können das Verlangte meist kaum herbeischleppen und wenn man den Wirth fragt, so wird er wohl schmunzelnd erklären, daß der Gesaal seine beste Einnahmequelle ist . . . nämlich bei Debatten über die „Nothlage“ der Landwirtschaft; sonst sind die Herren in ihrer größeren Mehrheit meist fern von Berlin.

Die Abgeordneten halten etwas von einer guten Tafel und das kann man ihnen auch nicht verdenken. Diejenigen von ihnen, die nicht in Berlin wohnen, sind bei der Lage des Reichstages und der Entfernung passender Restaurants meist angewiesen auf die Reichstagsküche und Kellerei. Wessagen diese, dann ist guter Rath theuer. Es wird deshalb dem Wirth zur höchsten staatsbürgerlichen Pflicht gemacht, stets das Beste aufzuführen. Nun thut er dies schon herzlich gern, wenn indessen der Reichstag schlecht frequentirt ist, macht er auch mit den besten Speisen kein gutes Geschäft. Im alten Reichstag in der Leipziger Straße, ja, da war's anders. Dort lag das Restaurant fast unmittelbar neben dem Sitzungssaal und wo die Verführung so groß, war es weiter kein Wunder, daß das Restaurant sehr häufig eine höhere Frequenz als der Sitzungssaal aufwies. Dazu kam, daß die früheren Reichstage mehr Professoren hatten, und da diese den Reichstag immer mit ihrem Hörsaal verwechselten und über die einfachsten Fragen gern ein Colleg lesen, so verfügte das „hohe Haus“ über die genügende Menge von „Frühstücksrednern“, um den Aufenthalt im Restaurant häufig über die ganze Sitzung ausdehnen zu können. Die Liebenswürdigkeit des Präsidenten, der den professoralen Dauerrednern immer dann das Wort gab, wenn er bei den Kollegen im Saale die genügende Appetitgröße voraussetzte, begünstigte ein langes Frühstück noch ganz besonders. Dazu lag Herrn Schulzens, des Restaurateurs, „Leipziger Garten“ dem Reichstage gerade gegenüber — jetzt steht Wertheim's Verkaufskoloss da — und ermöglichte die rasche Heranbringung frischer Speisen. Das ist jetzt Alles anders. Vom Sitzungssaal bis zum Restaurant ist ein beträchtlicher Weg; man ist nicht so rasch in den Saal gehncht, wenn man nothwendig gebraucht wird, und das beeinträchtigt die Frequenz des Restaurants. Der Wirth Schulze hat das Restaurant alsbald abgetreten, weil die „Fraktion Schulze“ sich immer mehr verkleinerte. Auch die ehemaligen „Institutionen“ des Restaurants sind eingegangen. Seine Legte war der „Bowlenklub“, denn wie der österreichische Reichsrath seinen Boltenklub, so hatte der deutsche Reichstag seinen Bowlenklub unter dem Voritze des alten Herrn Dieden, seines Zeichens Weingutsbesitzer und Alterspräsident des Hauses. Er tagte auch noch im neuen Reichstage, nur hat seine „legte“ Sitzung nie stattgefunden. Herr Dieden hatte diese nämlich auf den Tag seines hundertsten

Geburtstages anberaumt und vorher verstarb er befanntlich.

Ein helles und anhaltendes Läuten ertönt, welches nicht verstummen will. Das ist das Zeichen zum Beginn der Sitzung. Die Abgeordneten brechen auf.

\* \* \*

Im Reichstage wird die Hauptarbeit nicht im Plenum, sondern in den Kommissionen bewältigt. Bei den Plenarsitzungen präzisiren die einzelnen Parteien ihre Stellung zu dem betreffenden Gesetzesentwurf; die eigentliche Arbeit aber wird alsdann in den Kommissionen geleistet, zu denen jede Partei Mitglieder entsendet.

Nach ihrem Eintritt in den Reichstag treten die Abgeordneten der Fraktion der Partei bei, zu der sie nach ihren politischen Anschauungen gehören und für die sie bei der Wahl kandidirt haben. Die Fraktionen sind im Reichstage das Ausschlaggebende, und es ist selbstverständlich, daß ihre parlamentarische Macht um so bedeutender ist, je größer die Zahl der Abgeordneten, die ihr angehören. Die Thätigkeit der Fraktionen ist eine äußerst wichtige. Hier werden die einzelnen Gesetzesentwürfe durchgesprochen, die Anträge festgesetzt, die man zu ihnen stellen will, die Fraktionsredner für das Plenum bestimmt, die dann zumeist auch hernach Mitglieder der betreffenden Gesetzkommision werden. So sind die Fraktionen die Seele der parlamentarischen Thätigkeit nach außen und nach innen.

Entsprechend der Wichtigkeit vorher gefaßter Beschlüsse, wird über die Fraktionsberatungen stets seitens der einzelnen Abgeordneten Besorgtheit beobachtet. Keine der Parteien wird wohl so viele Fraktionsitzungen und so eingehende Debatten über jede Vorlage des Hauses pflegen, wie gerade die sozialdemokratische. Sie tagt in einem großen, im zweiten Stockwerke nach dem Brandenburger Thore zu gelegenen Saale, dessen Wandmalerei von Otto Meiß recht wenig mit den Zwecken der Beratungen übereinstimmt. Sie verherrlicht den siebziger Krieg und weist das Dichtervort auf: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, womit freilich gerade wir Arbeiter uns vom Standpunkte unserer Geschichtsauffassung durchaus einverstanden erklären können. Die Sessel, in denen jetzt die sozialdemokratischen Abgeordneten sitzen, entstammen dem Bundesratssaal des alten Reichstags, und Bismarck, der alte haßerfüllte Gegner der Sozialdemokratie, würde sich wohl noch im Grabe umbrehen, wenn er sähe, wie in dem weichen Leder-Sauteuil mit hoher Lehne, in welchem er früher dem Bundesrath präsidirte, der Voritzende der sozialdemokratischen Fraktion Platz nimmt, um die Verhandlungen der verhakten „Umstürzler“ zu leiten. Die Konservativen und großen Landwirthe tagen in einem nach dem Königsplatz gelegenen Längssaale, dessen Wandmalerei schon mehr Bezug nimmt auf ihre Bestrebungen; die Motive entstammen der Landwirtschaft. Die Zentrums-Abgeordneten berathen sich in dem großen rundbogigen überwölbten Erdgeschosssaale, der eine große Ähnlichkeit mit dem Weinsteller eines Klosters hat. Bloß die Weinfässer fehlen!

Auf Grund der Geschäftsordnung sind die Reichstagsmitglieder, unabhängig von den Fraktionen, in sieben Abtheilungen zerlegt, denen eine möglichst gleichmäßige Anzahl von Abgeordneten zugehört. Die Abgeordneten werden diesen Abtheilungen zugeordnet. Diese Abtheilungen prüfen zunächst die Wahlhandlungen und überweisen solche Wahlakten, gegen die ein rechtzeitiger und begründeter Einspruch vorliegt, an die Wahlprüfungskommission, eine der vielen Kommissionen des Reichstags. Dann aber nehmen sie auch die Wahlen der Mitglieder der Kommissionen vor, die jedoch faktisch jede Fraktion selbst bestimmt.

Jede Kommission des Reichstages, und zwar sowohl die ständigen als die zu einzelnen Gesetzesentwürfen besonders gewählten, ist ein kleines Unterparlament. Der Abgeordnete, der ihr angehört, wird sich über Mangel an Arbeit nicht zu beklagen haben, die Beratungen sind sehr eingehend und setzen eine genaue Sach- und Sachkenntniß voraus.

Dafür aber steht dem Abgeordneten auch wieder eine Fülle von Material zur Verfügung, aus dem er sich informiren kann. Zunächst einmal die stenographischen Berichte früherer Verhandlungen über den Gegenstand, dann die Artikel und Notizen der verschiedenen politischen Blätter im Lesesaal und schließlich die Bibliothek.

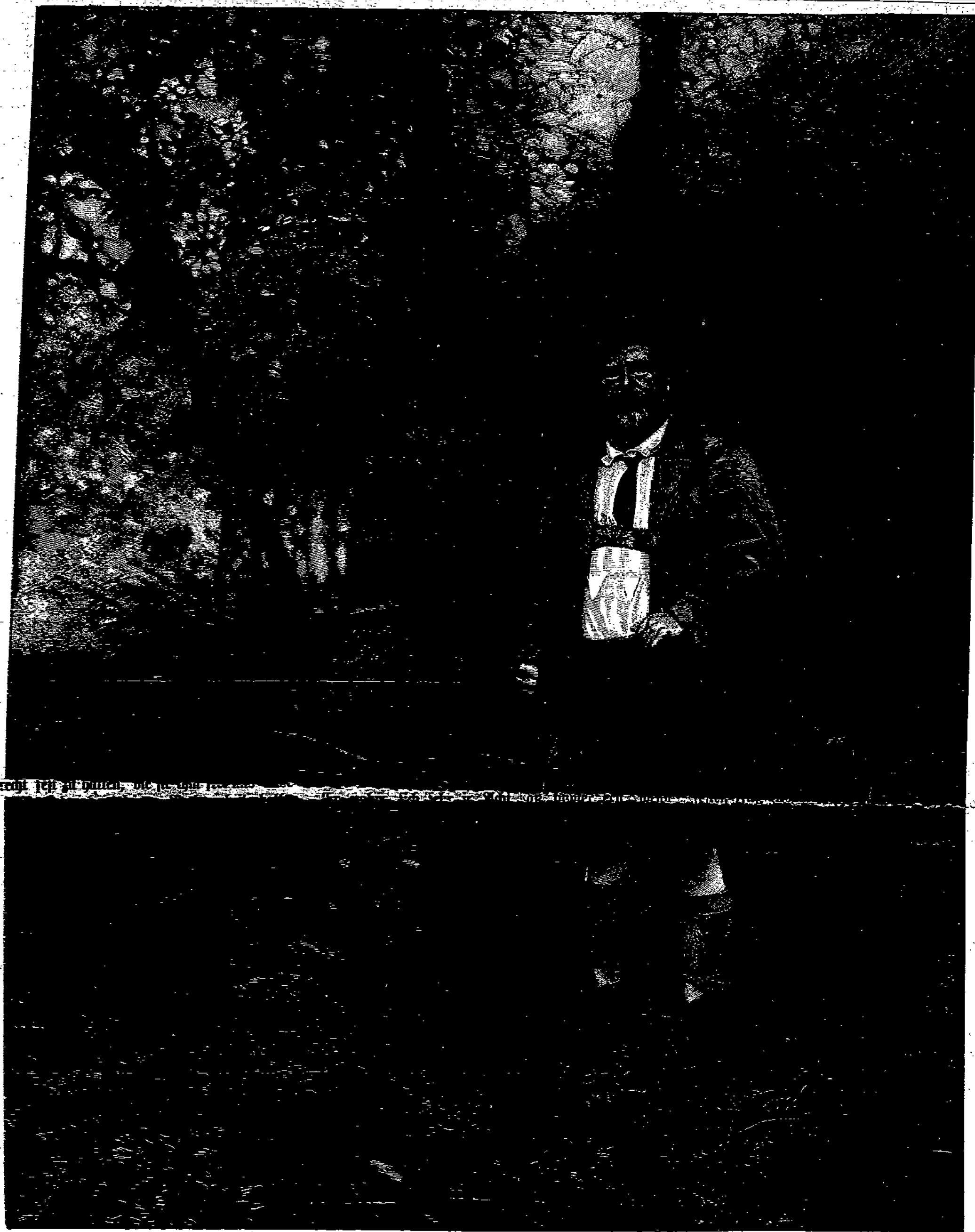
1900 bestand der Katalog der Reichstags-Bibliothek aus vier starken Titelbänden, einem Registerbände und zwei Zugangsverzeichnis-Bänden. Man kann sich demnach einen Begriff von der Größe dieser Bibliothek machen. Sie liegt in der Nordfront des Obergeschosses und besteht aus einem Bücherspeicher, der vier in Eisenkonstruktion und mit Glasplatten als Bodenbelag versehene Galerien enthält. In gleicher Art sind auch die brückenartigen Uebergänge und die Treppen konstruirt. Die ganze Bibliothek birgt nicht bloß weit über 300 000 Bände, sondern bietet auch noch für den voraussetzlichen Zuwachs von 45 Jahren Raum. In dem nebenan liegenden Verwaltungsraum sind genug Beamte thätig, um jedes verlangte Buch herbeizuschaffen. Dabei hat der Abgeordnete garnicht nöthig, die Bücherei selbst zu betreten. Im Hauptgeschos, neben dem Direktorialzimmer und der Präsidialhalle, liegt ein Bücherei-Lesesaal, die sogenannte Handbibliothek. Dieser in solider Pracht eingerichtete, mit rundlaufender Galerie versehene Saal enthält alle nur denkbaren politischen, ökonomischen Revuen, Wochenchriften, Zeitchriften, Lexika's aller Art, Reichstags-Drucksachen ufm. Schon hier kann sich der Abgeordnete informiren, an den Schreibtischen das Manuskript seiner Nebenbearbeiten und, wenn er Werke nöthig hat, sie durch den Fernsprecher in der Bücherei bestellen lassen, worauf sie in wenigen Minuten durch den Aufzug herunter kommen. (Schluß folgt.)

## Wilhelm Leibl.

Von Oskar Bernhardt.

Es ist eins der Hauptwerke des unlängst verstorbenen großen deutschen Malers Wilhelm Leibl, das wir heute unseren Lesern in der Abbildung vorführen können. Wir stehen vor einem Wunderwerk der Malerei, das überall, wo es ausgestellt wurde, ein andächtiges Staunen hervorrief. Wo hatte man eine ähnliche Gewissenhaftigkeit in der Wiedergabe der Natur je gesehen? Was für einen unendlichen Fleiß hatte der Maler darauf verwendet, jedes Blüthen auf dem weißen Brusttuch der jungen Bäuerin, jede Runzel in dem Gesichte der Alten, ja jeden Buchstaben in den Büchern treulich auf seine Leinwand zu übertragen! Und nirgend die Spur eines Erlahmens in dem Wilde, von dem mächtigen eichengeschnitzten Chorstuhl auf der einen Seite bis zu dem irdenen Krug auf der anderen, in den Gesichtern wie in dem Beiwert dieselbe Kraft und dieselbe Sicherheit der Darstellung.

Aber es ist doch nicht etwa so, als ob in dieser Art der Ausführung der wesentliche Reiz des Bildes läge. Spitzpfeilige Technik ist nie an sich ein Vorzug, und gerade heut ist man geneigt, sie eher gering zu schätzen und in dem schönen breiten Strich des Pinsels einen künstlerischen Vorzug zu erblicken. Nein, die Bedeutung dieses Bildes liegt darin, daß über dem Kleinen das Große nicht vergessen ist, daß alle Einzelheiten zu einem künstlerisch vollwertigen Gesamteindruck vereint sind. Leibl konnte den Noth bis auf die Wollfäden genau darstellen, aber er gab auch den Menschen, der darinnen steckte. Wer könnte sich der eindringlichen Kraft, mit der die drei Bäuerinnen in der Kirche auf unserem Bilde charakterisirt werden, entziehen? Da sieht das junge frische Mädchen auf der Bank und sieht etwas obenhin in dem Buche, das es weit ab auf dem Schooße hält und leicht mit den kräftigen Fingern blättert. Und dann die Alte, die sich nicht genügen kann im Frommthun; sie ist auf die Beibank herabgerutscht, das große Gebetbuch hat



Wilhelm Leibl. Nach einer photographischen Aufnahme.

er mit beiden Händen gepackt und dicht an den Körper gezogen, der Kopf ist tief gesenkt, das ganze Gesicht ist in tiefe Falten gelegt — der Ausdruck der ganzen Gestalt hat etwas Geistesarmes, Gewolltes. Wie ruhig und schüchtern ist dagegen wieder die Letzte! Sie sitzt aufgerichtet, die Hände sind zu einem stillen Gebet gefaltet, und den Blick hält sie nach oben gerichtet; der Ausdruck innigen Glaubens, das Erhabene und Gefährliche durch das Gebet ist auf diesem Gesicht zu lesen. Das sind drei Typen der Frömmigkeit, die der Maler mit tiefem Ernst gezeichnet hat.

Als das Bild im Jahre 1882 zum ersten Male

öffentlich ausgestellt wurde, und auch schon vor einigen früheren Bauernbildern Leibl's, standen die jungen Maler wie vor etwas Unbegreiflichem. Die Werke, die sie damals in ihrer Umgebung hatten, sahen freilich anders aus. Das waren in der weit überwiegenden Masse Darstellungen aus der Geschichte, schon gezeichnete Gruppenbilder wie auf einem Theater, und — ja, es gab da auch Bayern, sogar ziemlich viele, auf kleineren Bildern, aber da erschienen sie als sonderbare Leute, über deren Späße man sich ausschütten konnte vor Lachen. Und nun kam dieser Leibl und stellte Bayern vor den Beschauer hin, an dessen statt das geringste Spöthafte war, ein-

sache Menschen, die durchaus nicht immer angenehm oder drollig aussahen, die gar nichts thaten, was besonders die Aufmerksamkeit auf sie lenken konnte, sondern sich ruhig so gaben, wie sie nun einmal waren. Aber sie waren mit einer Wahrheit und einer Kraft dargestellt, daß man sie lebhaftig vor sich zu haben glaubte.

Wie hatte der Maler sich entwickelt, der mit seinem Schaffen in einen so entschiedenen Gegensatz zu seiner ganzen Umgebung trat? Es ist bezeichnend, daß darüber nicht allzu viel zu sagen ist und daß man auch nur wenige Daten seines Bildungsganges kennt. Der Mensch Leibl trat vollständig zurück



In der Kirche. Nach einem Gemälde von Wilhelm Heißl.

hinter seinen Werken; nur durch diese wollte er wirken, er verschmähte jedes Geistreichthum, das die Aufmerksamkeit von der Darstellung ab auf den Künstler, von dem sie stammte, lenken konnte. Sein äußeres Leben hat sich auch in den einfachsten Bahnen abgespielt.

Wilhelm Leibl war in Köln geboren, am 23. Oktober 1844. Dort war sein Vater, der aus einer altbayerischen Familie stammte, Domkapellmeister. Er besuchte das Gymnasium, leistete als Schüler aber nicht gerade viel. Nur eins konnte er wie keiner seiner Kameraden: zeichnen, und er übte dieses angeborene Talent, indem er in der Stunde scharfe und überraschend ähnliche Porträts seiner Lehrer entwarf, die dann in der Stunde herumgingen, die Bewunderung seiner Kameraden erregten und — ihm wegen der Störung tüchtige Prügel einbrachten. Aber das verhalf bei dem Knaben nicht, er war damals schon von riesiger Körperkraft. Bei dieser Art der Begabung brachte es der junge Leibl auf dem Gymnasium natürlich zu keinen hohen Ehren; er ging als Sechzehnjähriger von der Schule ab und kam zu einem Mechaniker in die Lehre. Er selbst wollte Seemann werden und er lief seinem Lehrherrn, bei dem es ihm nicht gefiel, bald davon, wurde jedoch zurückgebracht, und nun erhielt er auf Bestürmung seiner Lehrer Zeichenunterricht. Jetzt wurde seine Begabung bald erkannt und er bezog die Akademie in München.

Allzuviel war für Leibl in München damals nicht zu lernen. Bei Piloty, dem Historienmaler, blieb er nicht lange, und sein späterer Lehrer Ramberg ließ ihn mehr gewahren, als daß er ihn stark beeinflusst hätte. Seine ältesten Bilder lassen auch erkennen, daß er sich tiefere Anregungen bei den alten Meistern, vor allem den Holländern, geholt hat als bei seinen Lehrern. Es sind aus jener Zeit von ihm erhalten einige Porträtköpfe und eine Atelierzene, — zwei Fremde, die einen Kupferstich betrachteten, — die einen weichen mathgoldigen Seemann zeigen, wie er ihn von Rembrandt gelernt hat.

Für Leibl's Entwicklung entscheidend wurde das Jahr 1869. In diesem kam eine große Anzahl moderner französischer Bilder in München zur Ausstellung. Bei Einem von den Franzosen fand der junge Deutsche, was ihm als Ziel vorgeschwebt hatte: Gustave Courbet's Bilder, die in größerer Zahl gezeigt waren, wurden für ihn eine Offenbarung. Courbet, der Sozialist und Kommunist, war durch seinen rücksichtslosen Wahrheitsdrang für die Entwicklung der französischen Malerei von großer Bedeutung geworden. Vor ihm hatte es entschiedene Naturalisten in der Landschaft gegeben; Courbet führte in das Figurenbild dieselben Grundsätze ein, er hielt sich streng an die Natur und gab ohne die geringste Verschönerung wieder, was er sah. Und seine politische Ueberzeugung kam auch in seiner Malerei zum Ausdruck. Er schuf das Arbeiterbild, seine Steinhauer, die an der Landstraße ihrer mühsamen Arbeit obliegen, waren ein wichtiges Motiv, das bei seinem Erscheinen ungeschwächtes Entsetzen hervorrief und dann für die folgende Entwicklung von außerordentlicher Bedeutung geworden ist. Courbet behalt seinen Stoff stets sehr weit aus, aber Alles behandelte er in dem gleichen Sinne unbedingter Treue in der Wiedergabe der Natur. Eine solche christliche und wahre Kunst mußte auf den jungen Leibl den

tiefften Eindruck machen. Seine ganze Begabung drängte ihn in diese Richtung, die Schärfe der Beobachtung und die Genauigkeit der Darstellung hatte sich schon in seinen ersten Versuchen gezeigt. Er saß in heller Begeisterung dem großen Meister, der selbst nach München gekommen war, gegenüber, und als sich unter den Münchener Malern ein hitziger Streit um diese neue Kunst erhob, schlug er sich natürlich auf Courbet's Seite; er war bereit, Leben niederzubringen, der an seiner Größe zu zweifeln wagte.

Nunmehr drängte es Leibl, selbst nach Paris zu gehen. Noch gegen Ende des Jahres brach er auf und arbeitete dort unter Courbet's Aufsicht. Sein Pariser Aufenthalt mußte schneller abgebrochen werden, als es ursprünglich beabsichtigt war, da der Krieg ausbrach. Er war nur etwa drei Viertel Jahre dort, aber er brachte viele Anregungen mit zurück, sowohl in der Technik wie in der ganzen Kunstanschauung. Die Arbeiten der nächsten Jahre stehen ganz unter dem Pariser Einfluß, und die breite malerische Behandlung einzelner Bilder, die er neben seiner detaillirten Durchführung zu allen Zeiten geübt hat, ist auf diesen zurückzuführen.

Erst gegen Ende der siebziger Jahre entwickelte Leibl, der sich seit seiner Rückkehr dauernd in Bayern niedergelassen hatte, jenen Detailstil, dessen klassisches Beispiel das heute von uns abgebildete Werk ist. Vorher hatte er 1879 seinen ersten großen Erfolg errungen, das eine ähnlich mühselige Ausführung zeigt. Ein paar Bauern sind in einer Schenke versammelt. Sie sitzen in einer Ecke, in die aus einem kleinen, hochgelegenen Fenster das Licht fällt. Einer liest aus der Zeitung vor, der neben ihm Sitzende sieht mit in das Blatt hinein, zwei Andere und der Wirth hören zu. In aller Natürlichkeit sind diese fünf Bauern gegeben, sie sitzen genau so ungraziös wie im Leben, aber es sind auch in das ringelige Gesicht eines jeden seine Lebensgeschichte, sein Charakter und seine Meinung zum vorliegenden Falle geschrieben, und ebenso erzählen ihre Hände von ihren Schicksalen. Dieses Werk allein würde es rechtfertigen, daß man Leibl den größten deutschen Bauernmaler nennt.

In derselben Art schilderte der Künstler die bayerischen Bauern, unter denen er lebte, in einer ganzen Reihe kleinerer Arbeiten. Mit einer gewissen Vorliebe vertiefte er sich in die Einzelheiten der Gesichter alter Bäuerinnen und Bauern, aber er malte auch frische junge Bauernmädchen; in ganz kleinen Bildern schilderte er die Bauern-Interieurs, Stuben und Küchen, in denen die Leute am Herd hantieren, Frauen, die herumhocken oder auch eine Handarbeit vorgenommen haben, Männer, die fast gleichgültig in die Zeitung sehen usw. Seltener ist eine lebhaftere Bewegung in diesen Szenen; auch wenn er einmal Wiberer darstellte, waren es trostige Gesellen, die gelassen die Gefahr an sich herankommen sehen. Eine große Ruhe ist das Merkmal aller seiner Bilder, gesammelte Kraft spricht aus ihnen.

Die Kunst Leibl's hat sich immer in einem gewissen Gegenstände bewegt. Neben der Technik, von der wir auf unserem Bilde ein Zeugnis sehen, hat er auch eine andere breite geübt, in der seine starke koloristische Begabung mehr zum Ausdruck kommt. Namentlich in der letzten Zeit seines Schaffens ist er wieder entschiedener dazu übergegangen, und er hat Werke von einem bestrickenden Reiz der Farbe geschaffen. Aber auch in seinen detaillirten Arbeiten

bewährt sich Leibl als der geborene Maler. Wenn man sich eine Hand wie etwa die in dem Gebilde unserer Bilde im Original eingehend betrachtet, bemerkt man erst, wie sehr es dem Künstler an Wiedergabe der malerischen Erscheinung angelegen ist. Mit welcher unendlichen Sorgfalt legt er Beispiel das Auge in die umgebenden Partien hin wie scharf ist das Licht jeder kleinsten Fläche achtet und wiedergegeben, und das äußerlich formale Problem der Modellirung durchgeführt. Könnte man das ganze Werk und alle die an Arbeiten durchgehen, es ist überall dieselbe Kunst Einzelnen und dabei doch die Beherrschung des Ganzen und nun wird erzählt, daß Leibl bei der ersten Stellung des Bildes in einem Atelier bei den beherzten Beschauern gestanden habe und sich begnügt von Zeit zu Zeit vergnügt zu sagen: „Alles gemalt! Alles prima gemalt!“ Das ist eine nische Kraftleistung, die ihm Niemand heute macht. Bei dem Auge der vorderen Bäuerin er an und dann malte er Stück für Stück herunter. Was für eine ungeheure Kraft malerischen Anschauung gehörte dazu, mit welcher Schärfe muß das Bild als Ganzes vor seinem Auge gestanden haben, wie genau mußte er die Einzelheiten beherrschen, und wie sicher mußte die Hand seinem künstlerischen Willen gehorchen, wenn ein solches Wagniß unternommen und zu einem heilighen Kunstwerk durchzuführen konnte! Denn die Farben stimmen zusammen, wenn sie hier nicht den Hauptreiz ansprechen. Es giebt hundert Maler, der Leibl in seiner Technik gleichkame. ganze „malerische Organisation“, die sich schon früh auf der Schule bethätigt hatte, führte ihm eine solche Art der Kunstübung, und er hatte nahe Freude an Kraftleistungen. An den deutschen Meistern hatte er seinen Blick geschult er zu dieser Technik überging, und aus ihrem heraus scheinen seine Bilder geschaffen.

Leibl hat stets sehr zurückgezogen gelebt, hauste in verschiedenen bayerischen Dörfern, sich Anfang der achtziger Jahre dauernd in München niederließ. Unter zweites Bild, das nach einer graphischen Aufnahme hergestellt ist, führt ein kräftiger Mann vor. In der fleischigen Brust trägt er gelassen in der dürftigen Umgebung aus dem ruhigen Blick, den festen Zügen, der Haltung spricht sein kraftvolles Wesen. Leibl lange kämpfen müssen, und es ist ihm schlecht gegangen, bis er mit seinen „Dorfpolitikern“ ersten großen Erfolg hatte. Wie in seiner so war er im Leben, ohne jede Ziererei und oft rücksichtslos wahr. Er liebte es nicht, sich reden zu machen, wie er in seiner Kunst hinter seinem Werke zurücktrat. Eine größere Einfachheit wie bei ihm, kann man sich nicht Niemals hat er den Effekt gesucht, er hatte tiefe Ehrfurcht vor der Natur und eine so himmelweite Liebe zur Sache, daß er es nie gewagt hätte, mißbrauchen. Die Natur, wie sie seinem Auge und seinem klaren Geiste erschien, war die Mächtschwur, der er sich ohne Bedingung warf; sie zu ergründen und nachzuschaffen, war höchstes Ziel. Das macht seine Leistungen so daß seine Darstellungen in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem inneren Wesen von vollendeter Wahrheit sind. —

## Winterreise.

Novelle von Gustav Macaj.

Der Weg von der Pflanzung bis zu dem kleinen Hofe im Gebirge verfiel dem Gute beschloß ich, zu Fuß zurückzugehen.

Es war ein kalter Winter und die Luft war klar und durchsichtig wie Glas. Ich hoffte das Gut noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Als ich die Ebene hinter mir hatte und auf halben Wege war, hallten sich im Nordwesten schwere Wolken zusammen und die Dunkelheit nahm rasch zu. Eine braunrothe, dampfende Wolke senkte sich

über die Berglehne links vom Wege nieder und half bald und Weg in dumpfe, drohende Finsterniß. Die Landstraße bog sich in jähen, kurzen Windungen zwischen den Hügeln durch und gestattete keinen freien Ausblick mehr.

Dann begann es zu schneien: langsam und jachte. Um den Weg abzukürzen, schlug ich einen kleinen Seitenpfad ein, der gerade über eine Anhöhe führte. Dahinter mußte ein großer Wald, die letzte Strecke liegen. Aber ich hatte mich geirrt.

In wenigen Minuten gelangte ich wie die Landstraße, die sich nun in weitem Bogen einen bewaldeten Bergkegel wand. Mit einem Erschrecken sah die ganze Gegend verändert: kannte diese Anhöhen nicht mehr. Und h

Alles in eine dicke, weiße Schneedecke eingehüllt mit jedem Schritte wurde das Gehen mühsam. Ich setzte mich auf einen Grenzstein und legte. Es war schon so dunkel geworden, nicht mehr über die Straße blicken konnte.

schloß, langsam zu gehen und mich an alle Windungen des Weges zu halten.

Eine halbe Stunde verging und noch immer lag der Wald nicht vor mir. Einmal war es mir, als hörte ich in der Ferne eine Peitsche knallen. Ich blieb stehen und wartete, ob ein Gefährt nachkomme, das mich mitgenommen hätte. Aber ich wartete vergebens. Weit und breit regte sich nichts und nur ein leises, eintöniges Rauschen erfüllte den ganzen Luftraum — das Rauschen der unendlichen Stille.

Resignirt setzte ich meine Wanderung wieder fort. Nichts von der Landstraße, bevor sie den Wald erreicht, mußte ein Dorf liegen. Im Sommer war ich einige Male daran vorüber gegangen und hatte zwischen Obstgärten hindurch die ersten Gehöfte gesehen. Dort wollte ich übernachten, denn ich war todtmüde geworden.

Wieder war eine halbe Stunde vergangen. Nach jeder neuen Biegung der Straße glaubte ich am Ziele zu sein. Aber rechts und links thürmten sich bewaldete Höhen auf, die ich niemals gesehen hatte. Im schwachen Dämmerlicht sah ich über steilen Felsvorsprüngen die breiten, verkrüppelten Föhren überhängen. Dann ließ es nach zu schneien, und es erhob sich ein schwacher, eifriger Wind, der in kurzen Zwischenräumen von den Hügeln nieder fuhr und den Schnee in die Tiefe trieb.

Es war völlig Nacht geworden. Nach meiner Berechnung hätte ich schon vor einer Stunde den Wald und das Dorf erreichen müssen. Plötzlich verließ die Landstraße den Engpaß und wieder dehnte sich zu meinen Füßen eine weite, ebene Schneefläche aus. Ich wußte bestimmt, daß sich zwischen den niedrigen Gebirgszügen meines Weges keine Ebene mehr befinden konnte. Wo war ich hingekommen? Die Ungewißheit begann mich zu ängstigen. Ich überlegte, ob es nicht besser wäre, auf demselben Wege zurückzukehren und in der Station zu übernachten. Aber ich fürchtete, noch tiefer in diese unbekannte, gefährliche Gegend hinein zu gerathen. Unschlüssig ging ich wieder eine Strecke weiter; es war, als athme mir diese weite, weiße Fläche hier eine tiefe Schwermuth entgegen.

Da schlug ein fernes, schwaches Hundegebell an mein Ohr.

Ich blieb stehen und horchte. Als der Windstoß nachgelassen hatte, vernahm ich ganz deutlich das klagende, langgezogene Geheul eines Hundes vom Feld herüber. Aber seltsam — das war nicht rechts von der Landstraße, wo das Dorf liegen mußte, sondern links.

Rasch ging ich nun quer über's Feld dem Schalle nach. Immer wieder kante das klagende Geheul, das etwas rührend Menschliches hatte. Anfangs schien ich ihm nicht näher zu kommen; erst als ich etwa eine Viertelstunde gegangen war, verstärkte es sich allmählig.

Dann stand ich vor einem Bretterverschlag, der rückwärts einen Garten oder Hof abschließen mochte. Hart dahinter hörte ich den Hund, der wüthend an der Kette zerrte und seine langen, jammervollen Laute ausstieß. Ich tastete mich an der Bretterwand entlang und traf auf einen Baumstumpf. Ich blieb stehen, um mich zu orientiren. Dabei hatte ich das Gefühl, als stehe ich am Rande eines Wassers, eines Teiches oder Tümpels. Ein feuchter Hauch lag von der Erde auf, und eine tiefe, unerklärliche Bangigkeit bemächtigte sich meiner.

Das Grauen hielt mich ab, in der eingeschlagenen Richtung fortzugehen. Ich tastete mich wieder an der Bretterwand zurück, bis ich eine Mauer fühlte und wenige Schritte weiter ein Thor.

Ich ahnte die schwachen Umrisse eines niedrigen Gebäudes, das hier mitten in einer weiten, unergründlichen Einsamkeit lag. Kein Haus, kein Dorf, wußte ich, war ringsumher, denn es giebt Etwas — es ist kein Schall, ein Hauch in der Luft, das nur die Debe ausströmt.

Ich suchte an das Hausthor und lauschte. Eine Zeit lang blieb Alles still. Dann wurde ein Fenster über mir geöffnet, aber gleich wieder geschlossen. Minute auf Minute verrann, ohne daß ich etwas gereg hätte. Nur das Hundegebell tönte von der Bretterwand herüber. Gereizt erneuerte

ich mein Pochen. Wieder wurde das Fenster geöffnet und nun fragte eine dumpfe, klanglose Stimme:

„Wer ist da?“  
Ich erzählte, wie ich mich verirrt hätte, und bat um ein Nachlager. Ich erhielt eine unverständliche Antwort, und das Fenster wurde noch einmal zugeschlagen. Bald darauf vernahm ich schlürfende Schritte im Hausflur. Das Hundegebell hatte nachgelassen. Knarrend öffnete sich das Thor, und im flackernden Schein einer Kerze sah ich einen alten Mann, der mich bat, einzutreten. Vorsichtig schloß er das Thor wieder, während ich stand und ihn betrachtete. Das bange Gefühl wollte mich nicht verlassen. Der Alte mit seinem spärlichen grauen Haar, mit den leidenden, schwermüthigen Zügen und dem langen, vornüber gebeugten Oberkörper gewährte einen unsäglich traurigen Anblick.

Während er noch das Hausthor schloß, glaubte ich rückwärts im Flur eine vorüber huschende Gestalt gesehen zu haben. Als ich schärfer hinblickte, sah ich nur den unruhigen Lichtstreif der Kerze, der sich über das dunkle Gemäuer bewegte.

Der Alte hielt die Hand über das Licht und ging vor mir her. Ich folgte ihm über eine niedrige Holzstiege und durch einen schmalen, langen Gang. Die Luft im Inneren des Hauses erschien mir beklemmend und dämpfig. In den vielen dunklen Nischen mochte der Staub in dicken, unbeweglichen Schichten liegen.

Der Alte öffnete eine Thür und blieb innerhalb der Schwelle stehen, um mich eintreten zu lassen.

Was mir mit jeder Minute mehr an dem Mann auffiel, das war sein unsicheres, gedrücktes Benehmen, das sich in seiner ganzen Haltung, in jeder seiner Geberden kund gab. Offenbar war ihm nichts unerwünschter, als dieser plötzliche Nachtbesuch, und er wußte nicht, wie er sich gegen mich verhalten sollte.

Als wir in die Stube, die einen trüben, unfreundlichen Eindruck auf mich machte, getreten waren, setzte der Mann nach kurzem Zögern das Licht auf einen breiten Eichentisch, der vor dem Ofen stand, und bat mich mit kaum verständlichen Worten, Platz zu nehmen. Ich bat ihn, während er einige Minuten tief in Gedanken versunken und wie geistesabwesend auf- und nieder ging, um Entschuldigung für meinen störenden Ueberfall. Dann sagte er mit rauher, aber zaghafter Stimme, indem er auf ein altes, schwarzes Ledersopha in der Ecke deutete:

„Sie müssen eben fürlieb nehmen. Ich werde Ihnen dann ein Federbett und ein paar Kissen herüberbringen.“

Nach einer Weile fügte er, gleichsam um Entschuldigung bittend, hinzu:

„Wir sind hier ganz allein, müssen Sie wissen. Ich und meine Tochter.“

Er betrachtete mich mit seltsam forschenden Blicken, als entdeckte er plötzlich etwas an mir.

Ich erzählte ihm, wohin ich wolle und wie ich vom Wege abgekommen sei. Er lächelte und sagte:

„Das Gut liegt vier Stunden von hier. Sie sind in der ganz falschen Richtung gegangen — durch die Ebene, welche die Bahn durchschneidet.“

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Das ist seit vielen Jahren das erste Mal, daß sich ein Fremder zu uns verliert.“

Wieder traf mich sein forschender Blick, der mir zur Qual wurde. Als er dies bemerkte, senkte er die Augen und sagte leise:

„Verzeihen Sie: es ist eine seltsame Aehnlichkeit, die mich beinahe erschreckt. Ich hatte einen Sohn —“

Er stockte. Gleich darauf fragte er hastig, ob ich schon zu Nacht gegessen habe. Er begann sich, daß dies nicht möglich gewesen war, murmelte einige Worte und entfernte sich.

Ich saß allein und betrachtete mir den Raum, der nach Art der Bauernstuben eingerichtet war, mit alten, schweren Möbeln aus Eichholz, die die Jahre gebräunt hatten. Auch hier war dieselbe dumpfe, beklemmende Luft. Erregt sprang ich auf und ging umher. Neben der Thür hing ein kleines Behältniß aus Porzellan, in dem einft Weihwasser gewesen war. Dahinter, an die Wand gesteckt, ein vertrockneter Strauß von Weidenkätzchen. An der Wand neben

dem Ofen hing ein großes hölzernes Kreuzfig mit einer unschönen, plumpen Heilandsfigur, der ein Rosenkranz um den Leib geschlungen war. Das kleine, hoch an der Decke angebrachte Fenster war mit einem dicken Eisengitter versehen. Das gab dem Raum das trübe, unbehagliche Aussehen einer Gefängnißzelle.

Während ich diese häßliche, trübhelige Umgebung betrachtete, öffnete sich die Thür und eine Gestalt trat ein. Ich erkannte sofort dieselbe, die ich schon im Flur gesehen hatte. Neugierig und erstaunt blieb ich stehen. Ein junges Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, in einfachem, dunklem Kleide. Auf den ersten Blick sah ich nichts Ungewöhnliches an ihr, als den ein wenig schleppenden, rhythmisch bewegten Gang. Ihr Gesicht war blaß und hatte einen lieblichen, kindlichen Zug, der mich an eine Erscheinung aus meiner Jugendzeit erinnerte.

Als sie näher kam, bemerkte ich, wie ihre großen Augen mit einem Ausdruck furchtbarer, tödtlicher Angst auf mich ruhten, als sähen sie eine entsetzliche Erscheinung. Regungslos, wie festgebannt stand sie da. Nachdem sie mich eine Weile gemustert hatte, glitt ein schwaches Lächeln über ihre feinen Züge, und ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ich einen Laut vernahm. Aber seltsamer als alle diese äußerlichen Momente war der gesammte Eindruck dieser Gestalt, der in mir ein eigenthümliches Gefühl erweckte, halb Mitleid, halb Grauen und verständnißlose Neugier. Ich vermochte kein Wort hervorzubringen, und wieder packte mich die räthselhafte Bangigkeit: dieses Mädchens, der Alte, die trostlose Umgebung und meine eigene ungewisse Lage schienen mir zusammenzuschmelzen zu einer unbekanntem, unbegreiflichen Einheit.

Das Mädchen hielt den Blick starr auf mich gerichtet und sagte nun mit leiser, singender und ausdrucksloser Stimme:

„Du bist lange fort gewesen. So lange!“

Diese stille, klagende Stimme erschütterte mich auf's Tiefste. Ich verstand den Sinn ihrer Worte nicht und wußte nicht, was ich erwidern sollte. Aber sie schien auf keine Antwort zu warten.

Sie blickte mich an und lächelte nun, wie Irene lächeln, und sagte:

„Daß Dich der Vater —“

Da ging die Thür auf und der Alte trat wieder ein. In demselben Augenblick nahm das Gesicht des Mädchens wieder jenen Ausdruck tödtlicher Angst an. Sie suchte zusammen und huschte mit kabenartiger Behendigkeit an dem Alten vorbei und zur Thür hinaus. Jener war stehen geblieben und rief streng:

„Geh' in Dein Zimmer, Marie!“

Er setzte einige Teller, auf denen sich Obst, Brot und Käse befand, auf den Tisch und murmelte dazu einige unverständliche Worte. Als er meinem fragenden Blick begegnete, wurde er noch verlegener und sagte zaghaft und stotternd:

„Es ist — nehmen Sie es nicht übel. Sie hat Sie wohl erschreckt. Freilich, sie ist auch Fremde nicht gewohnt und das macht sie unruhig. Wollen Sie nicht hier Platz nehmen?“

Er holte aus der Tischlade ein Tuch und ein Messer hervor und bat mich, von den Speisen zu nehmen.

„Wir haben nichts Anderes,“ sagte er. „Das ganze Jahr leben wir davon.“

Dann fuhr er fort:

„Ja, das ist meine Tochter, müssen Sie wissen. Jetzt mein einziges Kind. Sie ist sehr krank: da! Verstehen Sie?“

Er deutete auf die Stube.

„Schon lange! Sehr lange. Wohl schon drei Jahre.“

Nach einer Weile fragte er hastig:

„Hat sie mit Ihnen gesprochen?“

Ich erzählte es ihm. Er nickte und erwiderte:

„Natürlich. Das war mir auch gleich aufgefallen. Sie hat Sie für ihren Bruder gehalten.“

Dann blickte er mich an und sagte mit seiner trüben Stimme:

„Es giebt seltsame Zufälle. Als Sie eintraten, da war es mir, als sei mein Sohn von den Todten auferstanden.“

Er setzte sich mir gegenüber und starrte auf den Tisch nieder. Mühsam würgte ich einige Bissen hinab. Ich wollte den Alten fragen, was dies Alles zu bedeuten habe, aber ich wagte es nicht. Ich befand mich in einem tiefen Damm von Schwermuth und Traurigkeit. Eine Weile saß der alte Mann still und regungslos da.

Dann sagte er plötzlich: „Es ist fast ein Wunder, daß Sie nicht, als Sie von der Ebene herüberkamen, in den Leich gestürzt sind.“

Ich berichtete, wie ich das Haus gefunden hatte. Der Alte nickte und sagte:

„Ja, der Baumstumpf! Einen Schritt weiter und Sie wären verschwunden gewesen — für ewig. So, wie mein Sohn.“

Dann blickte er mich starr an und flüsterte: „Seit jenem Tage ist sie so.“

Nachdem er sich erhob und ging hinaus. Ich schob den Keller zurück: ich konnte jetzt nicht essen. Erregt ging ich umher und lauschte. Lange blieb Alles still. Plötzlich öffnete sich geräuschlos die Thür und das Mädchen trat ein. Einen Augenblick stand sie still und horchte nach dem Gang hinaus. Dann eilte sie zu mir und umfing mich, ehe ich Zeit hatte, zur Besinnung zu kommen, mit beiden Armen.

„Du Lieber!“ flüsterte sie und bedeckte meinen Mund mit Küffen. „Nun lasse ich Dich nie wieder von mir.“

Der grauenhafte Damm, der in all diesen jähren Erscheinungen lag, hatte mich überwältigt. Willenlos überließ ich mich den glühenden Liebesjungen des schönen, kranken Mädchens. Ein heftiger Schmerz, halb Mitleid, halb Furcht schnürte mir die Kehle zu.

Dann blickte sie schon nach der Thür und flüsterte: „Nimm Dich in Acht vor dem Vater. Er beobachtet uns und stellt Dir nach. — Und geh nicht aus dem Hause, hörst Du? Geh' niemals aus dem Hause!“

Ihre Stimme klang lebend und angstvoll. Ihr schlanker Leib bebte und sie klammerte sich in tiefer Erregung an mich. Gleich darauf zuckte sie zusammen, riß sich von mir los und flüchtete sich zur Thür.

Dann trat der Alte wieder ein.

„Schlafen Sie wohl!“ sagte der Alte und stellte das Licht auf den Stuhl neben meinem Lager. Langsam verhallten seine Schritte auf dem Gang.

Ich lag lange und horchte und fühlte das rasche Pochen meines Herzens. Die Ruhe und Dunkelheit vermehrte meine Angst. Ich hatte die Empfindung, als müßte plötzlich etwas geschehen. Ich wartete darauf und hätte es als eine Erlösung hingenommen, trotzdem mir davor graute.

In banger Erwartung verstrich Viertelstunde um Viertelstunde, ohne daß ich den Schlaf finden konnte. Mein Angstgefühl hatte sich auf das Höchste gesteigert. Grüßliche Bilder jagten an meinem Geiste vorbei und die physische Beklemmung wurde so furchtbar, daß ich glaubte, erlöset zu müssen. Ich wollte mich erheben, aber ich war wie gelähmt.

Müdigkeit und Aufregung hatten meine ganze Kraft gebrochen.

Plötzlich zuckte ich zusammen. Ganz nahe — war's im Zimmer oder vor dem Fenster — erkante ein langgezogener Laut, schmerzhaft und klagennd. Kälter Schauer rieselte mir durch alle Glieder. Was war das?

Mühsam richtete ich mich auf. Jetzt wieder — noch lauter, noch klagennder und von dem grellen Flackern einer Kerze begleitet. Nun erkannte ich die grausige Musik. Der Hund war erwacht und begann wieder sein melancholisches Geheul. Wie das Lied hoffnungsloser Verlassenheit und Trauer klang es in mein dunkles Zimmer.

Nun war der Damm der Stille gebrochen.

Von allen Seiten schien es lebendig zu werden. Ein geheimnißvolles Klirren erfüllte den Raum: ein leises, kaum bemerkbares Singen, dem dünnen Flüstern einer Aeolsharfe vergleichbar. Die Dielen knarrten und es war mir, als höre ich einen langjammen, leisen Schritt irgendwo in der Nähe. Leise und huschend.

Mit schwachem Nachzucken öffnete sich die Thür. Ein kalter Luftstrom zog herein. Schauernd schloß ich die Augen — ich fühlte, wie sich ein Schatten über mich neigte.

Die nächsten Tage vergingen mir wie ein schwerer, dumpfer Traum. Grau wie der Wolfenhimmel draußen

vor den Fenstern lastete es auf meiner Seele. Marie merkte es nicht. Sie lächelte stets und schien glücklich zu sein. Und von Tag zu Tag hielt mich diese unbegreifliche Gewalt zurück, die aus den bittenden Augen des kranken Mädchens zu mir strömte.

Der Alte sah Alles und schwieg. Er wich aus und war noch gedrückter als zu Anfang. Ich einmal mit ihm allein war, erklärte ich ihm, daß ich fort müsse. Er nickte und erwiderte still: „Wenn Sie fortgehen, wird sie sterben.“ Und wieder blieb ich.

Dann ging eine seltsame Veränderung mit Marie vor sich. Ihr ganzes Wesen, ihr Blick wurde unruhig. Manchmal betrachtete sie mich misstrauisch und wenn ich ihrem forschenden Auge begegnete, sah ich, wie sie erschraf und eine flammende Röthe ihr liebliches Gesicht bedeckte.

Allmählig begriff ich, was in ihr vorging. Immer ernster und klarer wurden ihre Züge und ihr Gesicht. Mit stillem Grauen fühlte ich, wie die Erkenntniß langsam über sie kam, daß Alles eine Täuschung gewesen sei. Einmal sagte sie aus ihren Gedanken heraus:

„Ich bin lange, lange krank gewesen.“ Ein heftiger Schauer packte sie dann. Das war die letzte Nacht —

Am nächsten Morgen fanden wir sie nicht. Wir durchsuchten das ganze Haus. Endlich sagte der Alte:

„Ich weiß wohl, wo sie ist.“ Er deutete auf den Leich hinten im Feld —

Ich hatte Hilfe aus dem Dorf geholt. Leute mit Stangen durchsuchten den ganzen Grund des Leiches. Aber die Leiche fanden sie nicht. Die unterirdische Strömung mochte auch sie erfaßt und fortgerissen haben, wie einst den Bruder.

Noch einige Tage blieb ich bei dem alten, einsamen Mann. An einem trübem Wintermorgen war es, als ich Abschied nahm und wieder über das Feld schritt, das noch mit einer dichten Schneefläche bedeckt war. Als ich zu dem Gebirge kam, blickte ich noch einmal zurück und sah das kleine Haus in weiter Ferne. Und leise glaubte ich es zu vernehmen: das melancholische Geheul eines Hundes.



**Fünf Treppen hoch.\***  
Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,  
Dem Himmel nah, dem blauen,  
Die Tauben nur vermögen noch  
In unser Sein zu schauen.  
Tief unten liegt die Welt, es dringt  
Nur in verlor'nen Tönen  
Serauf, was so bestäubend klingt,  
Ihr Jubeln und ihr Stöhnen.  
Wenn es auch oben einsam ist,  
Du schau dich nicht hinunter,  
Und wie dein kleiner Vogel bist  
Du immer froh und munter.  
Vom Kirchthurm in die fraute Zuh  
Des Stubchens manchmal klingen  
Die Glockenklimmen . . . aber du  
Kannst doch viel schöner zungen.  
Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,  
Soll ich dich freu geborgen,  
Was gilt die Welt mir unten noch  
Mit ihren grauen Sorgen?  
Da Spritzt.

mächtige schwarze Glasballons. Drei, vier solcher Hohlkugeln sind schon fertig. Ein kleiner, schwächlich aussehender Mann mit schlaffen Wangen dreht im Ofen die Pfeife. Da er sie jetzt herausholt, hängt an der Pfeife ein Klumpen (Glasklumpen) von Kindskopfgröße. Er runde den glühenden Körper in einer Kugelform und führt mit der Hand über die rothglühende weiche Kugel, so wie ein Schneider, wenn er von einem fertiggestellten Rock noch einige Stümpchen entfernen will. Es zieht auf seine Eisenhand bleibt unverehrt. Schon hat er auch die Hand an der Pfeife, er schwingt den Klumpen, stellt ihn in eine Form, und die Pfeife im Munde drehend, bläst er mit vollen Waden hinein.  
Der Kindskopf weicht sich bis zur Größe eines Manneskopfes. Nach nochmals in den Brand. Er dreht und dreht die Pfeife, und daran tanzt im Gluthmeer die rothe Kugel. Wenn sie zu unterscheiden. Gluthion verjährt in Gluthion! Wieder hebt der Meister die Pfeife aus dem Feuer. Einige Handgriffe an der Kugel, und dann führt er die Pfeife an den Mund. Er dreht und bläst, und die rothe Kugel schwillt immer mehr und mehr an. Wie eine Seifenblase am Strohhalm, so fließt jetzt tanzend und schwappend die Kugel an der Pfeife. Aber noch immer bläst der Meister in die Pfeife. Seine schlaffen Waden sitzen wie Ballons in seinem Gesicht. Die Oberen jähellen auf. Jede Muskel im Gesicht ist wie versteinert. Die Anstrengung ist auch an der Gesichtsfarbe zu sehen. Durch den braunen Grundton schimmern rothe Flecken. Immer größer wird die Kugel. Jetzt und jetzt glaubt man, muß sie zerpringen, wie Seifenblasen in der Luft zerplatzen, wenn die Spannung zu groß wird. Nichts davon! Je größer die Kugel wird, desto mehr fließt die Glutharbe von ihrer Oberfläche, und jetzt, da der Meister die Pfeife absetzt und, sie leise schwingend, die paar Stufen von der Gallerie herabsteigt, um die Kugel zu den anderen zu betten und sie dann von der Pfeife abzuschlagen, jetzt hat die Kugel

schon die tief schwarze glänzende Außenfläche wie die anderen, die bereits am Boden liegen. Das Abschlagen der Pfeife ist höchst einfach. Mit einem Eisenstück fährt er auf der Kugel um den Rand der Pfeife, dann giebt er der Pfeife einen zarten Schlag, und an der Eintrittsstelle der Pfeife in die Kugel entsteht ein offener ungleichmäßiger Bruch. Die Pfeife ist leicht von der Glasbruchstücke befreit, die noch an ihr kleben. Das Alles, von dem letzten Ausheben der Pfeife aus dem Feuer bis zum Abschlagen der Pfeife, ist kaum das Werk einer Minute. Die Lungenmuskeln eines Glasbläfers. Wie viele solcher Minuten kann er wohl aushalten? Und wie viele Stunden seines Lebens muß er wohl für jede solche Minute höchster Anstrengung hergeben? Jetzt, da er die Glaspfeife vom Munde hat, steckt er die Tabakspfeife in den Mund und saugt den heißen Qualm, der ihm wie Kühlung ist, aus dem Rohr. Während er die Kugel für die nächste Glasugel anwärmt und in den Brande dreht, paßt er ruhig den Rauch vor sich hin.  
Wozu sollen aber die großen Kugeln? Diese werden in Stücke geschlagen, und mit Benutzung der gerundeten Außenflächen werden daraus allerlei Schmuckgegenstände gemacht, namentlich Trauerhüte für Damen. So mancher Glasmacher schon das Rohglas geblasen haben aus dem der Trauerhüte für seine Witwe später gefertigt wurde, wenn ihr, des Glasmachers Frau, überhaupt das Geld für solchen Tand blieb. (Aus: „Zwischen Fiar und Reiffe!“ Bilder aus der Glasfabrikindustrie Nordböhmens. Von Max Winter. Wien, Wien. Volksbuchhandlung.)

Der Füllkister. In der Glasfabrik sind die Dörfer in Rauch. Der dem zweiten Ofen liegen am Erdboden

Das Buch der Sehnsucht. Eine Essenz der besten Gedichte, herausgegeben von Paul Remer. Berlin und Leipzig, Schöner & Schöner.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Neuhofstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!